

19. Sonntag: Glauben macht Sinn

Lesung: 1 Kön 19,4–8

Evangelium: Joh 6,41–51

Im Deutschen Museum in München gibt es in der physikalischen Abteilung einen Versuch zur Ausbreitung elektromagnetischer Wellen. Ein kleines Lämpchen ist zusammen mit einer Empfangsantenne auf einem Schlitten montiert, den man vom Sender weg bewegen kann. Dabei zeigt das Lämpchen an, wie viel Energie es gerade empfängt.

Das Leuchten nimmt aber nicht kontinuierlich ab, je weiter der Schlitten sich vom Sender entfernt, sondern wird, in Abhängigkeit von der Wellenlänge, immer wieder stärker oder schwächer. Mal ist es ganz aus, dann leuchtet es wieder ganz hell. Wie stark es leuchtet, das hängt ganz eindeutig, beweisbar und nachvollziehbar, vom Standpunkt ab.

An einem Punkt, ganz eindeutig, da ist nichts. Und ein paar Zentimeter weiter, genauso eindeutig, strahlt es unübersehbar.

Das zeigt: Nur von einem Standpunkt aus alles erklären zu wollen, ist unzureichend. Nur eine Sichtweise für die Komplexität dieser Welt, das ist zu wenig.

Und so eckt Jesus das ganze Johannesevangelium über dauernd bei allen möglichen Personen an, weil sie an ihrer oberflächlichen Sicht festhalten und darum nicht in der Lage sind, die dahinter liegende Tiefe zu begreifen, von der Jesus ihnen erzählen will.

Nikodemus geht es so, als er des Nachts zu Jesus kommt, um mit ihm zu diskutieren. (Joh 3,1ff) *„Wie kann ein Mensch, der schon als ist, geboren werden?“* fragt er ratlos, als Jesus davon spricht, man müsse von neuem geboren werden, um das Reich Gottes zu sehen.

Ähnlich redet die Frau am Jakobsbrunnen ewig an Jesus vorbei, (4,1ff) weil sie bei „Wasser“ nur vordergründig an das Wasser im Brunnen denkt und lange nicht merkt, dass Jesus viel mehr damit meint.

Und auch im heutigen Evangelium kommen die Juden und Jesus nicht zusammen, weil sie an ihrer rein vordergründigen Sicht festhalten: „Das ist Jesus, der Sohn Josefs! Wir wissen, wer sein Vater ist und wer seine Mutter!“ Punkt, aus, Basta.

Keine Chance für Jesus, auch einen anderen Vater ins Bild zu bringen, den im Himmel, den, der ihn gesandt hat. Da bleiben sie lieber mit beiden Beinen in ihrer vordergründigen, so scheinbar eindeutigen Wirklichkeit, als sich auf Spekulationen einzulassen, die am Ende vielleicht sogar ihr wohlgeordnetes Weltbild in Frage stellen könnten.

Nein, sie „murren“ gegen so eine Zumutung. Eine ganz deutliche Anspielung, die Johannes hier anklingen lässt: Denn das Wort „murren“ kennen wir aus einem anderen Kapitel der Bibel recht gut: Die Väter in der Wüste waren es, die immer wieder gegen Mose murrten.

Gerade erst hatten die damals die Macht dieses Gottes erahnen können, als er am Schilfmeer ein ganzes Heer vor ihren Augen vernichtete, ohne dass einer von ihnen auch nur seine Hand erheben musste, schon blenden sie es wieder aus und es zählt für sie nur die vor Augen liegende Wirklichkeit, dass sie in der Wüste stehen und kein Wasser haben. Sie murren gegen Mose und seine blöde Idee, sie aus Ägypten zu befreien.

Mitten in der Steppe sprudelt ihnen daraufhin eine Quelle und wäscht ihre Sorgen und ihren Zweifel an diesem Gott hinweg.

Bald danach ist alles wieder vergessen und sie spüren nur den Hunger, der vordergründig drängend in ihrer Magengegend rebelliert. Und wieder ist vergessen, was dieser Gott alles kann und als einziger Maßstab zählt ihre Sicht der Gegenwart. Und sie murren gegen Mose ...

Die Antwort eines erstaunlich verständnisvollen und barmherzigen Gottes: Wachteln und Manna.

Und als nun Jesus sich selber mit diesem Brot von Gott vergleicht, da erhebt sich wiederum dieses uralte Murren, weil ihre vordergründige Sicht der Welt nicht zulassen will, dass Jesus mehr oder etwas anderes sei als eben

„der Sohn Josefs“.

Wie die Zeiten sich doch gleichen: Haben sie gegen Mose gemurrt, den Mittler des Alten Bundes, so murren sie jetzt auch gegen Jesus, den Stifter des Neuen Bundes.

Höchst bemerkenswert allerdings finde ich es, dass hier von Seiten Jesu keine Schelte ihrer Borniertheit einsetzt, sondern im Gegenteil eine äußerst subtile Erklärung: *„Keiner ist in der Lage, zu mir zu kommen, wenn nicht der Vater, der mich geschickt hat, ihn zieht (ἐλκύσῃ)“*

Wenn die Juden hier an den vor Augen liegenden Fakten der biologischen Kindschaft Jesu hängen bleiben, dann können sie vielleicht gar nichts dafür. Wenn der Vater sie nicht „zieht“?

Wenn Mitmenschen der Gegenwart „nur das glauben, was sie sehen“, nur jene Fakten werten, die sie für gesichert halten, nur ihren momentanen Standpunkt, ihre gegenwärtige Sicht der Welt zum Maßstab erklären, dann kann das auch daran liegen, dass der Vater sie nicht „zieht“.

Wenn dem so ist, dann sind es Menschen, die uns leid tun müssen. Denn sie durften nichts spüren von einer Ahnung des Größeren, von der Ästhetik einer tiefen Ordnung in und hinter allem, von einer Genialität in den Dingen, die uns nur staunen lässt.

Was bleibt ihnen dann übrig, als bei dem zu bleiben, was vor den Augen liegt? Bei einem Leben, dem eine wichtige Dimension fehlt.

Andersherum wird es uns bewusst: Den Schritt zu machen, hinter die vordergründigen Fakten zu schauen, nach Tiefe zu suchen, Anfänge des Glaubens zu erleben, das ist reine Gnade, nicht unser Verdienst.

Und darum ist nicht Stolz, sondern Dankbarkeit die angemessene Haltung für uns Glaubende.

Dankbarkeit für eine Dimension, die dem, was wir auf der platten Ebene des Alltags tun, Sinn gibt und einen bleibenden Wert.